

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heimwesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 50 (1979)
Heft: 12

Artikel: Die Familie und ihr behindertes Kind - Hilfe für die behinderte Familie?
Autor: Siegenthaler, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-809687>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 10.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

agogische Grossfamilie gründen, damit man genügend frei und unabhängig bleiben kann. Diese Idee ist an sich sicher richtig, dürfte aber in der Praxis schwierig auszuführen sein, ist es doch in der Erziehung und beim echten Zusammenleben verflucht schwierig, einen langjährigen, gemeinsamen Nenner zu finden.

Aber sicher gibt es da noch Möglichkeiten, die es wert sind, einen Versuch zu wagen. Nur muss man sich im klaren sein, dass man nicht immer wieder abbrechen und weglaufen kann; der Schaden wäre zu gross.

Die Lebensdauer einer heilpädagogischen Grossfamilie wird nach unserem Empfinden eine relativ kurze Zeit haben, da es schwierig sein dürfte, immer wieder «neue» Kinder aufzunehmen und mit ihnen älter und älter zu werden. Für die gemachten Erfahrungen würde zwar eine Wiederholung sprechen, doch wir glauben nicht, dass man immer wieder die Bereitschaft und den Elan besitzt, um sich intensiv in eine Kinderwelt hineinleben zu können.

Adresse des Verfassers:

Peter Angst, Rebbeggstrasse 68, 8444 Henggart.

Die Familie und ihr behindertes Kind – Hilfe für die behinderte Familie?

Im Rahmen der Jubiläumsfeier zum 150jährigen Bestehen der Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Zürich (vgl. Fachblatt Nr. 11/79) hielt Dr. Hermann Siegenthaler, Professor am Oberseminar Zürich und heilpädagogischer Berater des Wagerenhofs in Uster, am 3. Oktober einen öffentlichen Vortrag, dessen Thema im Titel signalisiert wird. Bei der hier folgenden Textfassung handelt es sich um die Abschrift einer Tonbandaufzeichnung, die der Redaktion zur Verfügung gestellt worden ist.

Sie sind sicher überrascht, dass ich schweizerdeutsch spreche, ich möchte dies zuerst kurz begründen. In unserem Beruf — ich rechne uns jetzt alle zusammen zur gleichen Berufsgattung, nämlich zu den helfenden Berufen — haben wir eine ganz bestimmte Art, von uns zu reden oder von den Problemen der anderen zu sprechen, und zwar so, dass wir dies gern in sehr schöne Sätze kleiden. Dadurch schieben wir's elegant von uns weg. Die Fragen, die ich jetzt und hier vor Ihnen darlegen und mit Ihnen in einer inneren Zwiesprache diskutieren möchte, sind aber Probleme, die uns selber angehen, und zwar selber in uns Person sind. Und drum wäre nichts so verkehrt, wie wenn wir diese Probleme in schön formulierte Sätze verkleiden und dann finden würden: es ist «verrückt» schön, wie man es sagen kann. Gerade das möchte ich nicht! Ich möchte, dass wir uns alle zusammen, mit unserem Innersten, mitten in diese Probleme hineinstellen. Ist jemand hier, der meinen Dialekt nicht versteht?

Der dänische Philosoph Sören Kierkegaard (er hat gelebt von 1813 bis 1855), gilt als der Begründer der heutigen Existenz-Philosophie. Er hat in einem seiner Bücher ein wunderbares Bild gebräutcht. Dieses möchte ich als Einleitung zu meinem Referat Ihnen kurz erklären. Kierkegaard beschreibt einen Jüngling, 20jährig, der so beschwingt durch die Strassen

Kopenhagens geht, dass alle Leute das Gefühl haben, er sei verliebt. Das Verliebtsein könnte ja auch dem Alter eines Zwanzigjährigen entsprechen. Der Jüngling ist tatsächlich verliebt, aber nicht, wie man denken würde, in ein Mädchen, sondern in die Bewegung seiner Gedanken. Dieser Ausdruck, dass unsere Gedanken eine Bewegung vollziehen können, hat mir gefallen, und das Bild, dass wir mit unserem Denken eine Bewegung machen, eine Bewegung, bei der wir Schritt um Schritt vorwärts gehen, eine Bewegung, die Spannungen hat, Entspannungen, Bewegung, die Höhepunkte hat, gefällt mir.

Ich möchte Sie jetzt eigentlich einladen, mit mir eine solche Bewegung zu machen die nächsten dreiviertel Stunden. Deuten wir dieses Bild noch weiter aus. Wir gleichen, wenn wir eine solche Bewegung machen, einem Reisenden, der in ein Land geht. Wir betrachten nicht zuerst die Grenzen dieses Landes, sondern wir orientieren uns zum vornherein, was wir etwa erwarten, was wir erleben könnten, was man noch anschauen könnte. Wir geben in etwa eine Richtung an, wir nehmen uns eine Richtung vor. Vielleicht hatten wir auch schon eine Karte vor uns, wobei wir die Absicht, die wir in diesem Land erfüllen möchten, mehr oder weniger festlegen.

Genauso geht es mit der Denkbewegung und unserem Problem.

Unser Problem — die Familie mit einem Behinder-ten und wir als Helfer — ist wie ein Land. Und jetzt möchte ich mit dieser Denkbewegung in dieses Land hineingehen und möchte versuchen, Schritt um Schritt etwas zu entdecken. Unsere Bewegung ist nicht richtungslos, sondern hat eine ganz bestimmte Absicht. Die Absicht, die uns leiten soll, ist ganz klar. Unsere Absicht ist nicht, dass wir aus lauter Informationssucht etwas mehr wissen wollen. Wir wollen überhaupt nicht mehr wissen, mehr heimtragen, und wir möchten schon gar nicht das Gefühl geben und hätscheln, wir würden etwas tun für unsere Weiterbildung. Es geht uns jetzt ganz besonders um die Hilfe an dieser ganz konkreten Familie. Wir wollen also uns selber verstehen, weil wir die Absicht haben, dieser Familie zu helfen.

Dass es in der Behindertenarbeit nicht nur um den Behinderten selber geht, sondern immer auch um seine Familie, das ist ein Grundsatz, der sich in den letzten 20, 30 Jahren innerhalb der Behindertenarbeit ganz klar durchgesetzt hat. Professor Moor hat in einem seiner heilpädagogischen Grundsätze das Problem genau so formuliert: Es ist nicht nur das Kind, sondern immer auch seine Umgebung zu erziehen. Unsere Betrachtungsweise in der Behindertenarbeit hat sich offenbar ausgeweitet. Dadurch hat sich aber auch unser Arbeitsfeld ausgeweitet, und es sind nicht mehr nur Sozialarbeiter, früher Fürsorger, die Hilfsmittel, Finanzen vermitteln. Es sind nicht mehr nur Heilpädagogen, die sich mit dem speziellen Kind abgeben, sondern es ist eine riesige Vielfalt von Berufen, die sich um das Kind *und* seine Umgebung scharen in der Absicht zu helfen. Es sind unter dieser Tendenz in den letzten zwei Jahrzehnten ja eine unwahrscheinliche Vielfalt von Möglichkeiten erprobt und erarbeitet worden, wie wir die Familie ins Auge fassen, wie wir die Hilfe an die Familie richten, wie wir die Eltern stützen, usw. Wir stehen also jetzt nicht am Anfang, sondern wir können uns jetzt schon stützen auf Erprobtes, auf solches, das sich bewährt hat und wir können möglicherweise bereits sagen: hier müssen wir etwas korrigieren und dort fahren wir so weiter. Das heisst, es geht jetzt um unsern Standort, den wir in dieser Arbeit haben, um einen Standort, bei dem man immer eine Orientierung nötig hat, damit wir den alten Widersprüchlichkeiten (und all dem, was unerträglich ist in unserem beruflichen Alltag) wirklich standhalten können.

Wenn wir uns gedanklich an dieses Problem heranbegeben, an die Familie mit einem behinderten Kind, dann müssen wir uns zuerst über unser Denkmodell Klarheit verschaffen. Für mich stellt jede Wissenschaft, die irgendwie Aussagen macht über den Menschen, Denkmodelle zur Verfügung: Psychologie — ein Denkmodell, Psychiatrie ein anderes Denkmodell, Pädagogik, Heilpädagogik, Sozialarbeit und Soziologie, das sind immer verschiedene Denkmodelle, die wir anwenden könnten; ich brauche hier oft das Bild: Wir stellen uns vor, wir wären in einem verdunkelten Raum, es ist stockfinster, und wir müssten in diesem Raum etwas erkennen. Wir nehmen eine Taschenlampe in die Hand, zünden die Taschenlampe an und leuchten den Raum aus. Ein Denkmo-

dell, wie es uns die Wissenschaften zur Verfügung stellen, ist für mich eine solche Taschenlampe. Wir leuchten damit die Wirklichkeit aus. Hieraus erkennen Sie bereits, dass ein solches Denkmodell nicht allumfassend ist, sondern es greift nur immer einen ganz bestimmten Bereich aus dieser Wirklichkeit auf, erhellt ihn für uns, jedoch für eine andere Seite braucht man vielleicht ein ganz anderes Denkmodell.

Das Denkmodell, das sich zuerst einmal anbietet, wenn wir über die Familie von Behinderten sprechen wollen, ist das soziologische Denkmodell, und ich möchte Ihnen ganz kurz erklären, wie ich das soziologische Denkmodell auffasse:

Wir hätten hier auf der einen Seite die Familie, es ist dies das Problem, das wir uns stellen wollen. Diese Familie ist eingebettet in ein riesiges Ganzes, man könnte dem sagen, es sei die Gesellschaft. Wenn wir näher hinschauen, sehen wir, dass diese Gesellschaft aus den verschiedensten andern Institutionen besteht, genauso wie die Familie selber auch eine Institution ist. Wir haben die Kirche, wir haben Vereine, wir haben die Schule, wir haben die ganze Sozialfürsorge. Das sind die Institutionen. Die Soziologie hat mich gelehrt, dass sie das, was hier zwischendrin abläuft, ins Auge fasst. Soziologie ist für mich das Denkmodell, das die Beziehung dazwischen, das «Zwischendrin», ins Auge fasst. Das macht die Pädagogik nicht, darum ist es für mich als Pädagoge interessant, mir auch dieses Denkmodell einmal vor Augen zu führen. In bezug auf die Familie legt die Soziologie zwei Aspekte fest. Auf der einen Seite fragt sie: Wie sind die Beziehungen zwischen dieser Familie hier und den ausserfamilialen Institutionen, die unsere Gesellschaft uns zur Verfügung stellt? Und sie fragt gleichzeitig: Wie sind die Beziehungen innerhalb dieser Familie? Fremdwörter: extrafamiliale Beziehungen und intrafamiliale Beziehungen.

Jetzt möchte ich Sie einladen, dass wir uns mit unserem Beruf in dieses Denkmodell hineinprojizieren. Wir stünden demnach nicht hier, als Mutter oder Vater eines behinderten Kindes, sondern wir stünden hier draussen irgendwo. Und meine Frage wäre jetzt: Wie sieht denn das nun aus, wenn man von der Familie nach aussen blickt, und wir stehen hier draussen. Wie werden wir eigentlich betrachtet von dieser Familie? Und wie müssen wir uns verstehen, dass wir ankommen bei dieser Familie?

Diese Fragestellung, die ich zu erarbeiten versucht habe an diesem Denkmodell, setzt voraus, dass ich kurz in drei, vier Punkten sage, was die Soziologie heute über die Familie mit einem Behinderten sagt. Soweit ich es überschaue, sind die ersten soziologischen Untersuchungen über die Familie ausgangs der Fünfziger-, anfangs der Sechzigerjahre durchgeführt worden. Ich wollte mir zuerst zur Aufgabe stellen, Ihnen einen Querschnitt zu geben über die Resultate von der Soziologie, aber ich habe bald gemerkt, das wäre eben wieder eine Denkweise, bei der die Resultate uns helfen würden, uns zu distanzieren von der Familie. Drum der andere Weg. Für die Soziologie trägt die Familie, die uns hier zum Problem steht, ein ganz bestimmtes Merkmal.

(Hier meldet sich eine ZuhörerIn, die die schweizerdeutsche Mundart nicht versteht: der Vortragende spricht von jetzt an hochdeutsch).

Für die Soziologie trägt diese Familie, um die es uns hier nun geht, ein ganz bestimmtes soziales Merkmal, das Merkmal nämlich, dass unser Bild der Familie, welches wir normalerweise in uns tragen, durch die Behinderung eines der Mitglieder gestört ist. Wenn Sie daran zweifeln, dass wir in uns ein Bild der gesunden und intakten Familie wirklich in uns tragen, dann muss ich Sie nur an die Reklame erinnern — die Reklame ist meines Erachtens eine sehr subtile Psychologie, die aufdeckt, was unbewusst bei uns vorhanden ist, von allen Plakatwänden lächelt uns die gesunde Familie entgegen, im Zusammenhang mit den verschiedensten Artikeln, die wir kaufen können. Das könnte die Reklame nicht tun, wenn wir nicht dieses Bild bereits in uns tragen würden. Nun behaupte ich, wenn uns eine Familie begegnet mit einem behinderten Kind, ist dieses Bild irgendwie gestört. Die Soziologie deckt auf, dass wir, je nachdem welche Behinderung dieses Kind zeigt, dieses Gestörtsein der Familie anders bewerten. Es ist zum Beispiel ein grösserer Makel für die Familie, wenn ihr Kind an Epilepsie oder an geistiger Behinderung leidet oder wenn es autistisch oder cerebral bewegungsgestört oder ein POS-Kind ist.

Wir machen also eine sehr klare Abstufung, wenn wir dieser Familie bereits begegnen. Wenn ich sagte, unser Bild dieser Familie sei gestört, dann müssten wir jetzt auch fragen: in welchem Bereich empfindet die Familie es selber, dass sie gestört ist, denn selbstverständlich trägt auch das Elternpaar dieses Bild der gesunden Familie in sich, und durch die Tatsache, dass ihr Kind behindert ist, wird auch ihr Familienbild zerstört. Nun wäre es falsch, wenn wir einfach so sagten: die Familie mit einem behinderten Kind ist eine behinderte Familie. Das wäre ein zu pauschales Urteil, sondern wir müssten jedenfalls genauer fragen, in welchem Bereich ist diese Familie mit einem behinderten Kind wirklich behindert? Ist sie es zum Beispiel im Bereich des Berufs, im Bereich der Aussenbeziehungen — ich denke jetzt an die Beziehungen zur Verwandtschaft — im Bereich der Freizeit, Ferien usw.? Ich behaupte, dass wir ein differenzierteres Bild bekämen, wenn wir die Frage, in welchem Bereich ist denn diese Familie wirklich behindert durch ihr behindertes Kind, richtig stellen würden. Für die Soziologie, die die Aussen- und Innenbeziehungen dieser Familie untersucht, stellt selbstverständlich das Elternpaar einen ganz zentralen Faktor dar. Dieses Elternpaar, das nun plötzlich in eine neue Situation hineingestellt worden ist, soziologisch gesprochen, dass es eine neue Rolle übernehmen muss, es hat nämlich die Rolle, Eltern eines behinderten Kindes zu sein. Das klingt nun zunächst einmal ganz selbstverständlich, aber wir müssen uns klar sein, wir stellen, von der gesellschaftlichen Seite her, diesem Elternpaar kein Modell zur Verfügung, woran dieses Elternpaar ihr Rollenverständnis kennenlernt.

Deshalb ist es für jedes Elternpaar eine neue Aufgabe, vor die es gestellt ist.

Und der nächste Gesichtspunkt, den die Soziologie uns in diesem Zusammenhang aufdeckt: Wir stellen dieser Familie mit einem behinderten Kind eine grosse Vielzahl von Hilfsangeboten zur Verfügung: behindertenspezifische Frühförderung, Frühberatungen, Therapiestellen aller Art, Erziehungsberatungsstellen, Vermittlungsorgane, Elternvereinigungen für jede Art von Behinderungen, spezielles Schulsystem, Sozialversicherung, ein weit aufgefächertes Gebiet für die berufliche Eingliederung, eine riesige Flut von Informationsschriften und -blättern usw. Die Fülle scheint hier fast übersehbar zu sein. Das alles sind institutionalisierte Hilfsangebote, in meiner Zeichnung wären das Hilfsangebote, die irgendwo hier zu finden sind, die bereitgestellt sind, um an die Familie herangebracht zu werden. Aber jetzt eben, damit diese Hilfsangebote den richtigen Weg auch wirklich einschlagen können, braucht es hier den Menschen, braucht es hier uns, die wir diese Hilfsangebote irgendwie umsetzen und hier an die Familie, an dieses Elternpaar vor allem, heranbringen. Und da möchte ich nachher mit meiner Fragestellung einsetzen.

Nur noch das eine: Von der Familie aus gesehen, sind wir alle, die wir uns dieser Familie zuwenden, ein gesellschaftlicher Faktor. Wir kommen von aussen her an diese Familie heran. Wie werden wir, so jetzt eine Frage, wenn wir uns solche Aufgaben stellen, wie werden wir von der Familie wahrgenommen? Was heisst das für ein Elternpaar eines behinderten Kindes, dass ein derart riesiges Angebot von Hilfsmöglichkeiten zur Verfügung steht und irgendwie darauf wartet, dass es eben umgesetzt wird, kommt die Hilfe, die hier bereitsteht, auch wirklich hier an? Sie merken, hier braucht es so etwas wie eine Brückenfunktion. Sie werden genauso wie ich aus meiner heilpädagogischen Tätigkeit sich daran erinnern, dass bei fast jedem Elterngespräch, wo sie mit den Eltern über die Vergangenheit des Kindes, vielleicht auch eine Sozialanamnese aufnehmen, wo Sie sich einmal schildern lassen, was ist denn eigentlich alles schon geschehen, was hat man schon alles unternommen, dass wir immer bereit sind, eine Frage und einen Ausruf auf unsern Lippen zu haben: Um's Himmels willen, warum hat man damals denn nicht . . . Da hat man immer das Gefühl, man habe damals etwas unterlassen.

Und mit dieser Einstellung verstärken wir natürlich bei den Eltern ihr Gefühl, sie hätten etwas wichtiges tatsächlich unterlassen und wir beladen sie erneut mit Schuldgefühlen. Woran liegt das, dass diese Brückenfunktion offensichtlich nicht so klappt, wie wir uns das immer wieder vorstellen, und wie wir uns das von der idealen Hilfsbereitschaft unsererseits und von der Hilfsbeanspruchung der Eltern vorstellen. Ich habe zu diesem Zwecke sehr viele Protokolle von Elterngesprächen etwas auf diese Frage hin durchgelesen und möchte Ihnen jetzt einfach einmal einige Gruppen, so wie ich es sehe, wie Eltern von uns sprechen, wiedergeben. Da sind einmal Eltern mit Aussagen, die zum Ausdruck bringen, dass die Erwartung, die wir Aussenstehenden an diese Familie herantragen, enorm hoch sein können, und dass die Eltern unter dieser Erwartungshaltung der Aussen-

welt dauernd belastet sind. Eine Mutter sagte: überall erwartet man von mir, dass ich selbstverständlich wöchentlich ein- bis zweimal mit meinem Kind zur Therapie fahre, wobei sich niemand darüber Gedanken macht, wie ich mit meinem Kind diesen Weg zurücklege. Man erwartet dann von mir, dass ich mit meiner ganzen Aufmerksamkeit den Therapieverlauf verfolge, mir Notizen mache, zuhause übe, dabei komme ich mir oft vor wie damals als Kind, als ich Hausaufgaben zu erledigen hatte, habe ein schlechtes Gewissen das nächste Mal, ich hätte nicht genug geübt mit dem Kind. Man erwartet von mir, dass ich eine gute Mutter bin.

Von einem Ehepaar: Man erwartet von uns immer, dass wir gute Eltern seien, dass wir das Kind akzeptieren, dass wir uns, wenn wir es in ein Heim geben, von ihm ablösen, usw.

Eine weitere Gruppe von Aussagen betrifft nun direkt diese Hilfsangebote. Die Eltern haben das Gefühl, überall wo wir hinkommen, sei es auf einer Beratungsstelle, sei es auf einem Büro, wo die Vermittlung von Hilfsmöglichkeiten zum Ziel gesetzt wird, überall hat man das Gefühl, man wisse eine Antwort auf die Frage, die die Eltern uns hier stellen. Man verweist uns auf Spezialisten, hat für jede Frage ein Formular zur Verfügung, man hat überall Informationsblätter, man hat Literatur, man zeigt uns Förderpläne, sogar auf die Frage nach dem Sinn weiss man immer eine Antwort. Alles scheint klar, es ist nicht mehr einmalig für uns, die wir hier irgendwo sitzen, alles ist schon einmal erfahren und erlebt, alles kommt bei andern auch vor, alles ist selbstverständlich bekannt. Hier sind wir und ganz persönlich aufgerufen, richtig hinzuhören, denn hinter diesen Aeusserungen sind wir ja gemeint, die wir eben von Berufs wegen wirklich auch etwas wissen.

Eine weitere Gruppe von Aussagen bringt das Gefühl zum Ausdruck, die Eltern seien ausgeliefert, und zwar ausgeliefert an die verschiedensten Personen. Die Eltern haben immer das Gefühl: überall wo ich hinkomme, stehen wieder neue Personen da, das können die Eltern sein, es kann in den Heimen sein, wo immer in den Spitälern, immer wieder neue Ärzte, immer wieder neue Schwestern, immer wieder neues Erziehungspersonal, immer wieder müssen wir neue Beziehungen aufnehmen zu diesen Personen, die sich um unser Kind kümmern, so dass eine Mutter schliesslich sagt: zwischen mir und dem Kind steht immer eine Institution.

Und eine letzte Gruppe: Die Eltern haben immer das Gefühl, man erwarte von der Aussenwelt Dankbarkeit von ihnen. Beziehung im soziologischen Sinn heisst ja, dass hier eine Erwartung gehegt wird, die auf eine Gegenerwartung stösst, dass Leistung auf Gegenleistung stösst. Soziologisch gesehen klappt eine Beziehung dann, wenn dieses Wechselspiel von Erwartung und Gegenerwartung irgendwie klappt. Merken Sie, genau dieses Wechselspiel fällt irgendwie aus dem Gleichgewicht. Die Eltern haben das Gefühl: wir können nichts einbringen, wir sind immer diejenigen, die erwarten, Hilfe erwarten. Und die

andern haben immer das Gefühl sie geben uns und wir können ihnen nichts zurückgeben. Und wenn wir einmal einem Heim etwas zugute tun wollen, dann kommt kein Echo zurück.

Ich bin mir bewusst, alle diese Aussagen liessen sich auch psychologisch interpretieren und wir könnten nach den psychischen Bedingungen dieser Eltern fragen, nach der Not, der individuellen Not, die hier, unter dem psychologischen Denkmodell, vorliegt. Das will ich jetzt nicht tun, sondern ich möchte jetzt das in unsere Beziehung zu diesen Eltern hereinbauen. Denn, es geht mir jetzt nicht um die Eltern selber, sondern eher um diese Brücke, das heisst, es geht mir um uns persönlich. Es scheint mir wiederum wichtig, dass wir in bezug auf uns auch an uns selber die richtigen Fragen stellen, denn es könnte ja jetzt auch wieder sein, dass wir Fragen formulieren, die die Probleme von uns weglenken, uns mit unserem Interesse an die Familie zurücklenken. Das will ich ja eben nicht tun. Deshalb frage ich jetzt nicht: *Was* sollen wir tun, *was* ist an einzelnen Massnahmen zu ergreifen, damit das nicht so ankommt bei der Familie, sondern ich möchte viel elementarer fragen: Wie müssen wir, die wir hier sind, unser *Helfen* begreifen, damit es wirklich bei der Familie ankommt? Das ist eine Frage, die den einzelnen Massnahmen irgendwie vorausgeht. In bezug auf unsern Beruf liessen sich ja sehr viele andere interessante Fragen auch stellen. Zum Beispiel die Frage nach der Motivation, nach unserer Schichtzugehörigkeit, nach unsern beruflichen Persönlichkeitsverzerrungen und -verformungen, das ist ein deutscher Ausdruck für die «*déformation professionnelle*» (ich finde ihn sehr schön) es heisst ganz genau, es sind Persönlichkeitsverzerrungen, die sind beruflich bedingt.

Das wären alles wichtige Fragen. Aber ich möchte jetzt einmal von zwei Tatsachen ausgehen. Ich möchte davon ausgehen, dass sehr viele soziologische Untersuchungen der letzten Jahre, die unsern Beruf unter die Lupe genommen haben, aufgedeckt haben, dass es sehr viele Depressionen, sehr viel Vereinsamung, sehr viel Isolation, sehr viel psychische Not höchster Alarmstufe gerade in unserm Beruf vorkommt, die wir da eigentlich immer mit der Not der andern zu tun haben. Die helfende Zuwendung zum Hilfsbedürftigen bringt es offensichtlich sehr leicht mit sich, dass man sich selber dabei vergisst. Das ist mal die eine Tatsache, von der ich ausgehen will. Die andere: und ich kenne in unserem Beruf sehr viele Menschen, die die helfende Zuwendung zum anderen als Ausdruck ihrer Selbstverwirklichung verstehen und nun tatsächlich eine Berufserfüllung, Aufgabe in ihrem Beruf, die Erfüllung einer Aufgabe finden, die ihr eigenes Personsein zu einer unwahrscheinlichen Vertiefung bringt. Wie kommt das eine und wie kommt das andere zustande? Denn ich behaupte, dass wir alle uns selber verwirklichen möchten in unserem Beruf. Und hier reicht die soziologische Betrachtungsweise nicht mehr aus und auch die psychologische reicht nicht mehr aus, weil es jetzt um den Menschen geht, und zwar um den Menschen in uns, oder um unser Menschsein, mit der Möglichkeit, dass wir überhaupt helfen können, das heisst, ich möchte jetzt einmal den Menschen in seinem Wesen

befragen, wenn ich davon ausgehe, dass dieser Mensch im Helfenkönnen und im Helfenwollen sich selber verwirklichen kann. Wie muss ich diesen Menschen verstehen? Wie muss ich sein Wesen verstehen, damit sein Helfen Platz hat in seiner Selbstverwirklichung und in meinem Verstehen? Sie merken, das ist eine andere Fragestellung. Es ist die Fragestellung, die innerhalb der Philosophie der letzten 50 Jahre unwahrscheinlichen Aufschwung genommen hat, es ist die philosophische Anthropologie, sie fragt nach dem Wesen des Menschen, wenn sie die Tatsache, die bis anfangs unseres Jahrhunderts so selbstverständlich angenommen worden ist, einmal beiseite schiebt, dass der Mensch dank seiner Vernunft ein gutes Wesen sei. Das ist ja die Erschütterung in unserem Jahrhundert, dass wir erfahren haben, dass diese Umschreibung des Menschen nicht mehr genügt. Wir sind mehr als das, was die Vernunft zum Ausdruck bringt. Unser Leben ist mehr, als was wir aufgrund unserer Vernunftfertigkeit tun, aber eben, was ist dieses Mehr?

Wir gehen heute davon aus, dass der Mensch ein Wesen ist, welches keine einzige endgültige Antwort mehr geben kann auf die Frage: was bin ich denn in meinem Wesen? Sondern, dass nur eine unendliche Vielzahl offener Fragen hier würdig ist aufrecht erhalten zu bleiben. Wie müssen wir also dieses Wesen verstehen, das so verunsichert, nur noch offenen Fragen gegenüber steht, wenn wir davon ausgehen, dass dieses Wesen sogar noch helfen kann? Diese Frage ist nur unserem oberflächlichen und alltäglichen Denken eindeutig. Was meinen wir denn, wenn wir von Helfen sprechen? Helfen ist doch zunächst einmal eine Bewegung zum andern Menschen hin, und dieser andere, dem wir uns helfend zuwenden, trägt ein ganz bestimmtes Merkmal, sonst würden wir uns ihm nicht zuwenden. Er ist offensichtlich irgendwie nicht ganz, nicht heil, nicht intakt, nicht vollkommen oder welche Begriffe wir auch immer wieder wählen, um zu bezeichnen, dass dieser Andere auf diese Bewegung angewiesen ist. In der philosophischen Anthropologie heisst dieses Merkmal: der Mensch ist, wo immer wir ihn antreffen, auf Hilfe angewiesen, er ist folglich in seinem Wesen nicht vollkommen, er ist dauernd ergänzungsbedürftig. Jetzt habe ich ein Menschenbild formuliert. In diesem Menschenbild haben Begriffe, wie Selbstbestimmung, Selbstgenügsamkeit, Autonomie, keinen Platz mehr, sonst wäre das Helfen nicht möglich. Dieses Menschenbild mag uns zunächst einmal einleuchten und das Bild, welches ich verwendet habe, um das Helfen zu beschreiben, nämlich das Bild der Bewegung von mir zum andern hin, mag uns sehr gefallen. Und es mag uns sehr leicht das Glück des barmherzigen Samariters einfallen, der hat auch eine solche Bewegung vorgenommen. Er sei vom Pferd gestiegen und habe sich zum andern heruntergeneigt, um zu helfen. Und wir sind sehr leicht geneigt, uns mit diesem barmherzigen Samariter zu identifizieren. Ist das übrigens nicht eigenartig? Warum identifizieren wir uns nicht einmal mit dem andern, von dem es heisst, er sei unter die Räuber gefallen? Die Anthropologie deckt nun gerade dieses eine auf. Wenn wir von einem Menschenbild ausgehen, welches die Hilfsbedürftigkeit und das Angewiesensein auf die

Zuwendung formuliert und wahrnimmt und Ernst macht damit, dann muss es ja auch für den Menschen schlechthin Gültigkeit haben. Dann heisst es ganz konkret: auch wir, die wir in diesen Berufen stehen, sind im tiefsten Grunde unseres eigenen Wesens hilfebedürftig. Wir brauchen die Ergänzung durch etwas anderes, welches nicht aus unserem eigenen herauswächst. Wir sind auf mitmenschliche Zuwendung angewiesen. Wir brauchen den andern. Hören wir recht, ohne diese Zuwendung gingen wir an unserer eigenen Bestimmung vorbei, wir würden uns selbst irgendwie nicht finden. Und jetzt stimmt das Bild dieser Bewegung nicht mehr. Hilfe heisst nun nicht mehr: ich mache eine Bewegung auf den andern zu, sondern es heisst: vom andern kommt eine Bewegung auf mich zu. Und ich bin auf seine Bewegung genauso angewiesen wie er auf meine. Da haben wir plötzlich voreinander nichts mehr voraus, derjenige, von dem ich denke er brauche mich, und mir, von dem ich denke, ich gebe dem andern etwas. Die anthropologische Formel heisst: Helfen wird erst da richtig verstanden, wo auch der Helfende sich in seiner Hilfsbedürftigkeit versteht und sich in solchem Selbstverständnis dem Hilfesuchenden zuwendet.

Damit diese Gedanken nun nicht in diesem abstrakten Raum stehen bleiben, möchte ich sie jetzt herunterziehen. Ich möchte sie in unsere Berufspraxis hereinnehmen, das heisst, wenn ich Sie anfangs eingeladen habe, mit mir eine Denkbewegung zu vollziehen, könnte ich sagen, bis jetzt hatten wir immer irgendwie von uns weg gedacht, oder auch an diese Brückenfunktion gedacht. Jetzt nehmen wir diese Bewegung mal zuruck und wenden sie auf uns selber. Da möchte ich bloss mit drei Hinweisen Ihnen zeigen, wie ich aufgrund dieser anthropologischen Formel das Helfen verstehe. Wenn wir uns selber als dauernd Hilfsbedürftige verstehen, dann werden wir Sorge tragen, dass wir für jede Zuwendung, die uns vom andern Menschen entgegenkommt, offen bleiben, das heisst nichts anderes, als dass wir mitmenschliche Beziehungen so pflegen, dass sie für uns selbst genauso wie für den andern, eine Bereicherung werden. Mit solcher Einstellung gelingt es sicher auch einmal die Offenheit, dass sogar die hilfesuchenden Eltern uns bereichern können, ja warum eigentlich nicht? Denn hier, bei diesen Eltern, mit diesem einen Lebensschicksal, liegt eine Antwort bereit, wie Menschen auf *ihr* Lebensschicksal eine Antwort zu finden suchen, eine Antwort, die für uns, die wir ein anderes Lebensschicksal haben, erst einmal die Augen öffnen könnte für dieses ganz andere. Aber eben, wir müssen die Augen offenhalten für diese einmalige Notlage, die nicht in ein von uns gelerntes und längst bekanntes Schema einzuordnen ist. Aus solcher Haltung heraus werden wir auch richtig hinhören können. Ich bin überzeugt, dass jedes Lebensschicksal, dass jedes Elternproblem wirklich einmalig ist. Wir sollten uns diese Gewohnheit aneignen, jedes Elternproblem wirklich in seiner Einmaligkeit anzuerkennen und aufgrund seiner Einmaligkeit etwas davon zu lernen. Wir sollten die Gewohnheit haben, immer wieder neu an die Eltern heranzutreten. Auf diese Weise werden wir die Probleme dieser Eltern nicht so einordnen können, dass wir eine sichere Antwort darauf finden. Wir werden

auch nicht für dieses Problem ein Formular zu füllen vorstellen, sondern wir werden auch einmal sagen können: Wissen Sie, ich weiss die Antwort eigentlich auch nicht, aber ich möchte mit Ihnen zusammen Ihre Antwort suchen.

Der zweite Hinweis: Die Eltern von behinderten Kindern spüren immer wieder, das sagen sie uns, immer, in jedem Elterngespräch kommt das zum Ausdruck, dass die Aussenwelt, wie wir Berufsvertreter, von ihnen erwartet, dass sie ihr Kind akzeptieren. In sehr vielen Briefen von Sozialarbeitern und in vielen Krankengeschichten habe ich gelesen: die Eltern können ihr Kind noch nicht akzeptieren. Sie hätten das Ja zu ihrem Kind noch nicht gefunden. Ich glaube, hinter diesem «noch nicht» steckt eine Auffassung, die mit dem Wesen des Menschen nicht zu vereinbaren ist. Wenn wir sagen, die Eltern akzeptieren ihr Kind noch nicht, dann haben wir irgendwie einen idealen Zustand vor uns, wo die Eltern das einmal können, das heisst, wir haben so etwas wie eine allmählich aufsteigende Linie vor uns, die es Schritt um Schritt zu erklimmen gilt, bis die Eltern einmal den Gipfel der Bejahung erreichen. Ich glaube, das ist falsch. Haben Sie schon einmal erfahren, Sie ganz persönlich, wie schwer es ist, die eigene Hilflosigkeit wirklich zu akzeptieren, diese Hilflosigkeit in eine Hilfsbedürftigkeit umzusetzen und aus dieser Hilfsbedürftigkeit sogar die Bereitschaft werden zu lassen, auch Hilfe anzunehmen oder Hilfe zuerst einmal zu suchen. Haben Sie schon erfahren, dass ein solches Akzeptieren nur immer wieder punktuell möglich ist? Plötzlich gelingt es uns, dann können wir's. Dann warten wir wieder Wochen, vielleicht Monate darauf, bis es sich wieder einstellt. Ich glaube, genau so geht es den Eltern in bezug auf das Akzeptieren ihres Kindes. Ich glaube nicht, dass das ein Dauerzustand ist, wenn Eltern sagen: ich kann das, das Kind akzeptieren, sondern ich glaube, dass es täglich immer wieder einen neuen Aufschwung braucht, einen Aufschwung der Bereitschaft, ein richtiges Hinsehen, ein richtiges Hinhören, die Gelassenheit, sich ansprechen zu lassen von dem, was vom Kind her ihnen entgegenkommt, und plötzlich kann eine Mutter sagen: plötzlich spielt die Behinderung keine Rolle mehr, sie ist wie abgefallen, es lächelt mich an, es spricht zu mir, es kommt eine menschliche Zuwendung auf mich zu, und das genügt mir plötzlich. Dann habe ich ein Glücksgefühl, dann arbeite ich wieder über Wochen mit dem Kind und warte bis dieses «Akzeptieren-Können» sich wieder einstellt. Das ist doch die Dynamik unseres Lebens, dass zwischen den bedrängenden Zweifeln immer wieder punktuell dieses Ja zum Lebensschicksal auftritt und uns bereichert, uns erfüllt, und unser Leben dann irgendwie überstrahlt. Das aber nur dann, wenn wir selber, wir in unsern Berufen, etwas von dieser Hilfsbedürftigkeit selber immer wieder erfahren. Und wenn wir erfahren haben, dass auch unser Wesen plötzlich heil, das heisst ganz, plötzlich so sein kann, wie wir es uns eigentlich immer vorgestellt haben.

Und der dritte Hinweis: Wie steht es mit der Frage nach dem Sinn des Behindertendaseins, die immer wieder, versteckt in den Aeusserungen der Eltern und der Aussenstehenden, durchschimmert. Wir sind

sehr leicht immer wieder bereit, die Eltern über den Sinn ihres Lebensschicksals aufzuklären, ich denke da vor allem an jene Vertröstung, an eine Vergeltung irgendwo im Jenseits, die unser Alltagsverstand so leicht heranzieht, um über die eigene Hilflosigkeit wegzutäuschen. Ich versuche hier einen andern Weg einzuschlagen, in den Elterngesprächen zu verwirklichen, denn ich glaube, dass auch in bezug auf die Frage nach dem Sinn ich zunächst einmal auf mein eigenes Leben zurückverwiesen bin. Wie geht es da denn eigentlich mit der Sinnfrage. Die Anthropologie hat mir dazu verholpen, zwei Antworten auf diese Frage zu geben, ohne dass wir uns weltanschaulich festlegen müssen. Ich glaube, dass der Sinn des Lebens auch so punktuell mir zufallen kann, dass dann alle Gefühle der Sinnlosigkeit plötzlich verschwinden und ich wirklich das Gefühl habe: heute hat es sich gelohnt, dass du gelebt hast. Ich glaube, dass der Mensch diese Möglichkeit hat, überall, wo er steht, in welchen Situationen, welchen Belastungen er auch ausgesetzt ist, dieses Gefühl plötzlich einmal zu haben. Ich glaube, der Mensch sei in seinem Wesen, jenes verwandlungsfähige Wesen, welches aufgrund dieser Dynamik von Zweifeln und von Erfülltheit steht und so sein Leben immer vorantreibt.

Es verbietet mir aber, vom Sinn des Lebens zu sprechen, als würde er mir ein für alle Mal zur Verfügung stehen, als hätte ich ihn im Sack und könnte ihn den andern präsentieren. Und die zweite Antwort: ich weiss zwar um den Sinn des Lebens eines behinderten Menschen nicht. Und ich weiss nicht, welchen Sinn das behinderte Dasein eines Kindes für diese Eltern hat. Aber ich weiss, dass der Mensch die Möglichkeit hat, jede Situation in seinem Leben auf einen Sinn zurückzubeziehen, gleichgültig, welchen Namen er diesem Sinn gibt. Denn die Erfahrung der eigenen Hilflosigkeit heisst doch im Grunde nichts anderes, als dass ich auch im Hinblick auf den Sinn dauernd ergänzungsbedürftig bleibe und darauf angewiesen bin, dass er mir ab und zu einfach zufällt. Die Frage ist dann bloss, ob ich bereit dazu bin, diesen Sinn auch zu empfangen und ihn in meinem Beruf umzusetzen.

Wir sind jetzt am Ende unserer Denkbewegung angelangt, zu welcher ich Sie eingangs eingeladen habe. Ich habe uns dabei eingangs mit einem Reisenden verglichen, der in neue Länder schreitet. Wenn dieser Reisende nach Hause kommt, erwarten wir von ihm, dass er etwas zu erzählen wisse, dass ihm Neues aufgegangen sei, dass er bereichert sei durch die Eindrücke und so bereichert wieder in seinen Alltag zurückkehre. Das war eigentlich meine Absicht, dass für Sie persönlich durch diese Denkbewegung neue Impulse für Ihren Berufsalltag sich einstellen könnten, wenn Sie mit Eltern über die Probleme des behinderten Kindes sprechen wollen. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und wünsche Ihnen für Ihren Beruf alles Gute.

Für das Wesen des Goldes ist es nebensächlich, in welchem Muttergestein es eingebettet sei, und es bleibt Gold, selbst im Müllhaufen. Rudolf Allers